

Zeitschrift: Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Fernseh- und Radioarbeit

Band: 24 (1972)

Heft: 14

Rubrik: Spielfilm im Fernsehen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des japanischen Malers Arakawa, in welchem ein Mädchen in einer Wohnung die Beziehung der Gegenstände zu seinem Körper entdeckt. Da war denn Walerian Borowczyks «Blanche» – obschon dem Wesen nach weit vom Experimentierfilm entfernt – merklich interessanter, führt er doch den historischen Film, in diesem Falle eine Tragödie aus dem Mittelalter, auf eine ganz neue, ironisch-kühle Ebene. Der Film, der durch seine «kalten», aber ungeheuerlich schönen Bilder und auch durch einen sehr gekonnten und disziplinierten Einsatz der Musik besticht, macht sich die Mittel einer visuellen Stilisierung zu eigen, ohne indessen damit theatralische Effekte zu erzielen. Auch nicht unbedingt experimentellen Charakter hatte des in der Bundesrepublik lebenden Schweizers Niklaus Schillings Film «Nachtschatten». Darin wird eine einfache Geschichte erzählt, wie sie jeden Tag in der Rubrik «Unfälle und Verbrechen» nachzuschlagen ist. Schilling versucht seiner Story, die stets etwas geheimnisvoll, aber nie allzu aufregend ist, optisch beizukommen. Er erzählt – was das Kino leider längst vergessen hat – in Bildern, die sprechen, die Gefühle ausdrücken, Stimmung verbreiten, Illusionen erwecken und auch zerstören. «Nachtschatten» ist ein sehr empfindsamer Film, den es zu erfahren gilt, für den man Zeit und Lust an schönen Bildern benötigt. Dass er selbst beim kritischen Publikum

im Forum nicht gut ankam, möchte der Übermüdung und der Gereiztheit zugeschreiben sein, die sich nach einigen Tagen unablässigen Kinobesuches unweigerlich einstellt. «Nachtschatten» ist ein Film, dem man sich hingeben muss; wo die Bereitschaft dazu fehlt, wird man hinter das Geheimnis und damit die Schönheit dieses Werkes nicht kommen.

Dem «andern» Film ein Forum schaffen
Es wäre über ein weiteres Dutzend interessanter Filme an dieser Stelle zu schreiben. Über Filme allerdings, die kaum einmal bei uns ins Kino kommen, weil die Verleiher noch immer glauben, es lasse sich der Film, der ausserhalb der grossen, aber in ihren Ideen auch festgefahrenen kommerziellen Produktionsstätten entsteht, nicht auswerten. Aus diesem Grunde ist es notwendig, dass für diese Filme ein Vertriebssystem und auch Vorführmöglichkeiten geschaffen werden. Die Freunde der Kinemathek in Berlin, bei denen die meisten im Forum gezeigten Filme zur nichtkommerziellen Auswertung zu beziehen sind, haben hier eine wertvolle Vorarbeit geleistet, die es auch bei uns zu nutzen gilt. Eine Vorarbeit, die sich nicht bloss auf das Bereitstellen der Kopien bezieht, sondern auch aus der nicht minder wichtigen Dokumentation zu den Filmen und ihren Autoren besteht.

Urs Jaeggi

ZOOM zieht um

Am 8. August bezieht die Redaktion ZOOM ihre neuen Büroräumlichkeiten an der

Bürenstrasse 12,
3007 Bern.
Neue Telephonnummer:
031/45 3291.

Die Administration verbleibt bei der Firma Stämpfli + Cie AG Bern, Hallerstrasse 7/9, 3012 Bern.

einen Krieg werden Jan und Eva eigentlich mehr und mehr zu Feinden, die nur zusammenbleiben, weil jeder sich vor der Einsamkeit fürchtet. In der Stunde der Not bewährt sich nicht der Mensch, es regiert vielmehr ein animalischer Instinkt, der auf das Überleben um jeden Preis gerichtet ist. Aber Bergman hat das nicht als plattes Thesenstück verfilmt. Vor dem Hintergrund einer zerstörten Welt, die in suggestiven Bildern beklemmend deutlich wird, entwickelt er die Handlung aus einer geschickt nuancierten psychologischen Studie. – Den dritten Teil der Trilogie, «Passion», strahlt das ZDF am 14. August aus. In allen drei Filmen spielen Liv Ullmann und Max von Sydow die Hauptrollen.

SPIELFILM IM FERNSEHEN

21.Juli, 20.50 Uhr, DSF

Sie tanzte nur einen Sommer

Der Film «Sie tanzte nur einen Sommer» ist zwanzig Jahre alt. Er hat die Schauspielerin Ulla Jacobsson bekannt gemacht. Und er ist nach der Aufführung an drei Internationalen Filmfestspielen 1952 (Cannes, Punta del Este und Berlin) zum internationalen Überraschungserfolg geworden, wohl nicht zuletzt wegen einer Nacktbadeszene, die man damals als besonders freizügig empfand. Aber auch der Geschmack von Romantik, Zärtlichkeit und Jugendanmut, der dem Film von Arne Mattson eigen ist, gefielen dem Publikum – lange vor der Zeit, da man sich auf die «weiche Welle» zurückbesinnt. Die Geschichte von Göran und Kerstin, den jungen Liebenden, ist vor den Hintergrund der schwedischen Mittsomernacht gestellt. Und als Gegenkraft wirkt

in ihr der sture Puritanismus eines Pfarrers und seiner Gemeinde, die auf Strenge hält und in deren Kreis auch Kerstin aufgewachsen ist: Am Ende scheint der Verstand der Prüden über die Liebe der Jungen gesiegt zu haben. Eingebettet ist die Geschichte in eine Landschaft voller Schönheit und Weite.

25.Juli, 22.35 Uhr, ZDF

Schande

Der Film «Schande» (1967) ist der zweite Teil einer Art Trilogie von Ingmar Bergman. Wie im ersten Teil, «Die Stunde des Wolfs», zeigt Bergman auch hier ein Ehepaar, das auf einer Insel einer Bedrohung ausgesetzt ist. Und wieder trennt diese Bedrohung die beiden Menschen, degradiert ihre Gemeinsamkeit zu einer Art «Notgemeinschaft», die das Trennen deutlicher macht als das Verbindende. Unter dem Druck der Gefährdung durch

28.Juli, 22.30 Uhr, ARD

Stress es tres tres

Ein weiterer Film von Carlos Saura

An einem heissen Sommertag fährt ein Ehepaar mit einem Freund an einen abgelegenen Strand im Süden Spaniens. Die erstickende Hitze nährt unterschwellige Spannungen zwischen den drei Menschen: sie wachsen durch das misstrauisch-gereizte Verhalten des Ehemanns gegenüber seiner jungen Frau von Stunde zu Stunde, bis sie sich schliesslich entladen. Carlos Sauras Film «Stress zu dritt» (1967) erzählt die Geschichte dieser zermürbenden Autofahrt, die mörderische Instinkte freisetzt. Nicht von ungefähr sind die drei Akteure des Dramas wiederum Angehörige des spanischen Bürgertums, mit dem sich der namhafte Regisseur in allen seinen Filmen kritisch auseinandersetzt.

Nach «Der Garten der Lüste» ist «Stress zu dritt» der zweite Film von Carlos Saura, den das Deutsche Fernsehen innert Monatsfrist zeigt. Überhaupt ist Saura einer jener Regisseure mit internationalem Ruf, deren Filme nur durch das Deutsche Fernsehen einem grossen Publikum in der Bundesrepublik und der Schweiz zugänglich gemacht wurden.

29.Juli, 22.35 Uhr, ARD

Marnie

Eine engelhafte Blondine plündert die Tresore amerikanischer Geschäftsleute. Eines Tages gerät sie an einen Mann, der erkennt, dass ihrem zwanghaften Verhalten ein psychischer Defekt zugrunde liegt. Er heiratet sie und entdeckt nach manchen Komplikationen den Schlüssel zu ihrer seelischen Verklemmung in einem Schockerlebnis während ihrer frühen Kindheit. Alfred Hitchcock, der grosse Anreger des modernen, offenen Films, behandelt in «Marnie» (1964) sein Lieblingsthema, den Identitätsverlust seiner Helden und die Bedrohung, die daraus für sie selber und ihre Umwelt erwächst. Die Bedrohlichkeit, die dem Normalen und besonders Schönen erwächst, bildet das eigentliche Thema des Films. Seine Bilder sind schön und doch nie ganz stimmig; eine perfekte Hafenansicht wird dadurch ihres Scheincharakters überführt, dass sie deutlich als gemalte Kulisse kenntlich ist. Genau soweinig perfekt sind die Charaktere und ihre Taten. Hitchcock irritiert den normalen Ablauf der Geschichte durch Konstruktionshilfen und Zufälle, wodurch er das Geschehen aufbricht und «spannend» macht. In dem ruhigen Ablauf der Marnie-Geschichte steckt besonders viel an solcher Detailspannung und Irritation des Sichtbaren. Was äusserlich wie Glamour Hollywoods oder wie Luxus eleganter Reklamebilder aussieht, wird um so drastischer der Falschheit überführt. Hitchcock interessiert sich eigentlich immer mehr für die Nebeneffekte einer Geschichte, die ihr erst Interesse und Spannung geben, sie instabil und wahr zugleich machen.

Anne-Marie Blanc in «Die missbrauchten Liebesbriefe»



30. Juli, 20.15 Uhr, DSF

The Man from Diner's Club

Unsere Konsumgesellschaft anzuprangern, erscheint heute vielen Leuten als der letzte Schrei. Aber so neu ist er im Grunde auch wieder nicht. Schon im Jahre 1962 hat Frank Tashlin, einer der gewitzigsten amerikanischen Lustspiel-Regisseure, «The Man From Diner's Club» inszeniert – eine gelungene Groteske über Aspekte der Konsumkultur. Dieser Film steht in Tashlins Gesamtwerk nicht allein. Auch andere Filme aus der Hand dieses Regisseurs, der vom Zechenstück herkommt und eine deutliche Vorliebe für optische Gags immer wieder zeigt, nehmen die verfettete Gesellschaft des Wohllebens beim Wickel, so «Hollywood or Bust» (1956), «Oh! For a Man» (1957) oder «Rock a Bye Baby» (1958). Eine ebenso lebensgefährliche wie zwerchfellstrapazierende Jagd nach einer Mitgliederkarte des Diner's Club schildert der Film «Der Mann vom Diner's Club». Darin spielt Danny Kaye, der grosse Komiker und Komödiant, den man leider auf der Filmleinwand seit langem vermisst, einen zerstreuten kleinen Angestellten, dem Gangster an den Kragen wollen.

31.Juli, 21.00 Uhr, ZDF

The Quiet Man

«The Quiet Man» («Der Sieger», 1952) – in den Kinos auch unter dem Titel «Die Katze mit dem roten Haar» bekannt geworden), eine der wenigen Komödien John Fords, erscheint gleichzeitig wie eine idyllische Liebeserklärung des Regisseurs an die Heimat seiner Vorfahren, Irland. Die Handlung zielt von Anbeginn, zunächst mit verstecktem, dann mit handfestem Humor, auf die grosse Keilerei am Schluss des Films hin. Diese Keilerei wurde berühmt und wird in der Filmgeschichte als beispielhaft zitiert. John Ford erhielt für «The Quiet Man» den «Oscar» 1952 als bester Regisseur; eine zweite der begehrten Trophäen ging für die beste Farbphotographie an den Kameramann Winton C. Hoch. Beide erhielten auch den Amerikanischen Kritikerpreis 1952, der gleichfalls an John Wayne und Victor McLaglen – für die beste männliche Haupt- und Nebenrolle – ging. Schliesslich rangierte der Film noch an zweiter Stelle der zehn besten Filme des Jahres 1952 und erhielt bei den Filmfestspielen in Venedig den grossen Preis. John Ford sagte einmal selbst über seine Arbeit an «The Quiet Man»: «Wir hatten das Skript lange vorbereitet und entwarfen die Story sehr sorgfältig, aber so, dass wir jederzeit einen heiteren Einfall, der sich bei der Arbeit ergab, mit verwenden konnten: etwa, als Barry Fitzgerald am Morgen nach der Hochzeit die Wiege ins Schlafzimmer bringt und das zerbrochene Bett sieht.» – (Aus Peter Bogdonovich «John Ford», London 1968.)

1.August, 21.00 Uhr, ARD

L'Avventura

«Das Abenteuer» von Michelangelo Antonioni

Seit «Blow up» und «Zabriskie Point» ist Michelangelo Antonioni ein populärer Regisseur. Sein vielfach preisgekrönter Film «L'Avventura» entfesselte dagegen 1960 in Cannes noch einen Skandal, weil der subtile Stil seines «inneren Realismus» vielen Zuschauern allzu ungewohnt war. «L'Avventura» ist der erste Teil einer Trilogie über die Zerbrechlichkeit von Gefühlen und die Angst vor der Unbeständigkeit menschlicher Beziehungen. Bei einem Bootsausflug zu einer Mittelmeerinsel verschwindet ein junges Mädchen spurlos. Noch während er nach der verschwundenen sucht, knüpft ihr Verlobter eine neue Liebesbeziehung zu ihrer besten Freundin an, die er bald darauf auch wieder durch ein Abenteuer mit einer Hoteldirne betrügt.

In der deutschen Kinofassung waren aus Antonionis Film nicht weniger als 43 Minuten herausgeschnitten worden, die für die Fernsehausstrahlung mühsam wieder eingefügt worden sind. Durch die rigorose Kürzung hatte man Absicht und Stil des Films völlig entstellt, der eben nicht eine mechanisch ablaufende Geschichte erzählen, sondern ein kompliziertes Beziehungsgeflecht zwischen Menschen entwickeln und ihre inneren Einstellungen transparent machen will. Auch die Hilflosigkeit der Suchaktion und die Unentschlossenheit dabei kommen erst in der Originalversion voll zur Geltung. Freilich stellt der subtile Stil Antonionis, der viel zur Entwicklung einer neuen Filmästhetik beigetragen hat, Anforderungen an die Zuschauer und verlangt Verständnis für behutsame Andeutungen, feine Nuancen, Pausen und Schweigen.

Die Brüchigkeit von Gefühlen und die Fragwürdigkeiten menschlicher Beziehungen in der modernen Welt hat Antonioni auch in den beiden anderen Teilen der Trilogie, in «La notte» und «Amore 1962» behandelt.

1.August, 21.10 Uhr, DSF

Die missbrauchten Liebesbriefe

Schon im Jahre 1941, als dieses helvetische Opus von Leopold Lindtberg an den Internationalen Filmfestspielen von Venedig gezeigt wurde, schrieb die «Frankfurter Zeitung»: «Neben der poetischen Kraft, die von der Gestalt des verliebten Schulmeisters ausgeht, fehlt es nicht an der Kellerschen Selbstironie gegen den eidgenössischen Provinzialismus und sein Seldwylatum, für das der bombastische Dichterling und Kaufmann Störteler mit seiner aufgeblasenen Ideensucht herhalten muss.»

In schwieriger Zeit, im Kriegsjahr 1940, das auch das Jahr des 50. Todestags von Gottfried Keller war, sind «Die missbrauchten Liebesbriefe» entstanden. Richard Schweizer und Horst Budjuhn haben das Drehbuch geschrieben, Kurt

Guggenheim bearbeitete die Dialoge; an der Kamera stand Emil Berna. Zu grossen Teilen in der freien Natur, in Stein am Rhein und Diessenhofen, in Wallisellen und am Greifensee, sind die Aufnahmen entstanden.

käufe» vornimmt, über die er auf dem Weg zu den Grundnahrungsmitteln stolpert.

Menges Film jedoch, da möchte die Sendezzeit noch so günstig sein, trug zur Bewusstwerdung nur sehr dürtig bei. Sein Film bleibt an der Oberfläche hängen, dann etwa, wenn er mit subjektiver Kamera die Regale entlangfährt und die Waren zeigt, oder auch, wenn ein Kaufmann bereitwillig über seine Verkaufsstrategie Auskunft erteilt. Damit hat er dem Zuschauer, ausser der «Aha»-Wirkung, nichts weiter entlockt. Der Film ist konventionell und liefert nur übliche Sehgewohnheiten: Interviews mit Hausfrauen, Männern und Geschäftsleuten. In manchen Hausfrauen erkennt sich die eine oder andere wieder: «Ach guck mal, der geht's wie mir!» Hier findet keine wirklich optische Analyse statt, keine Bewusstmachung und Rezeption der Verkaufs- und Verpackungsstrategie der Supermärkte.

Es ist das alte Dilemma der Fernsehdokumentation: Text und Bild ergänzen sich nicht, wirken nicht dialektisch aufeinander, sondern laufen einfach parallel. Während der Sprecher erläutert, betrachtet man die Bilder, ohne wirklich hinzuhören. Der kategorische Imperativ der Supermärkte – der Kunde soll suchen, was er braucht, und sehen, was er nicht braucht – ist ironischerweise auch auf den Film selbst anwendbar. Wolfram Knorr

GEDANKEN AM BILDSCHIRM

Verkaufsmaschine Supermarkt

Zum Dokumentarspiel des Millionen-spiel-Autors Wolfgang Menge

Wolfgang Menge, bekannt geworden durch sein spektakuläres «Millionenspiel», versuchte sich mit seinem jüngsten Dokumentarspiel um eine kritische Bestandesaufnahme der Verkaufsmethoden der Supermärkte. Das ist, vorweg sei es gesagt, ein mehr als bloss erfreuliches Unternehmen, zumal es uns alle betrifft. Wir alle benutzen die Kaufhäuser und Supermärkte und wissen zuwenig über die Geschäftspraktiken der Lebensmittelunternehmer, die uns ihr Sortiment nach dem altbewährten Motto: «Der Kunde ist König» anzubieten pflegen. Nun ist freilich dieses geflügelte Wort, dieser Slogan nie richtig gewesen: er ist im besten Falle ein Trivialmythos. Er steht nicht für etwas, sondern ist etwas: er ist irrational und un-deutbar. Das Wirkliche und Praktische ist in diesem Wort nicht vernünftig. Wären die Konsumenten in der Lage, diesen Mythos zu decodieren – oder einfacher zu durchschauen – und damit zu entmythologisieren, entfiele die Gefährlichkeit, würde aus Manipulation und Verführung Distanz und kritisches Abwagen. Aber ein Geschäftsmann kann mit einem solchen aufgeklärten Bewusstsein nichts anfangen, und wir glauben's ihm gerne: also bleiben wir die Könige, die wir nicht sind. Wir dienen, wenn man so will, als Arbeitskräfte für die Akkumulation des Geldes. Das sieht dann so aus: Frau A tritt auf, um Gebrauchswert gegen Geld einzutauschen. Dazu braucht sie Herrn B, der Geld gegen Gebrauchswert umtauscht. Das Geld fungiert hier als Äquivalent für den Tauschwert in Gebrauchswert. Hiezu kommt aber jetzt die Sinnlichkeit des Gebrauchswerts, die Mittel zum Zweck ist.

Ein Beispiel soll das verdeutlichen: Ein Wurstersteller verkauft im Supermarkt X über einen Zirkulationsagenten (Verkäufer) an eine hungrige Familie (Hausfrau) Wurst. Den Wurstersteller interessiert an der Wurst nur das Geld, das er dafür be-

kommt, dazu braucht er unbedingt eine wursthungrige Person, die Geld hat, um Wurst zu kaufen. Der Tauschakt ist kurz. Der Wurstersteller muss, da er den Tauschakt braucht, den ganzen Vorgang möglichst rasch wiederholen. Dies alles erreicht er, vielleicht, aber auf jeden Fall ist es Voraussetzung, durch einen günstigen Platz im Supermarkt und durch eine möglichst sinnliche, verführerische Verpackung. Beides kostet Geld. Das heisst jetzt, dass der Hersteller nicht mehr nur seine Wurst verkaufen darf (da wäre er schnell pleite), sondern diese Wurst verschiedenartig benennen muss, um so viel zu verkaufen, dass sich sein Geschäft lohnt. Der Konsument soll nicht nur «gewöhnlich» Hunger stillen, sondern «vielfältig». Also, sagen wir etwa: «Wenn Sie zum Abendessen Wurst A essen, sollten Sie die Wurst B mit hinzunehmen, wobei C der ganzen Sache den Geschmack gibt...» Zwischen Wurst A, B und C ist kein grosser Unterschied, zumindest aber ist Wurst C reiner Luxus und nicht unbedingt notwendig. In der Praxis sieht das dann so aus: gewöhnlich essen bringt keinen Mehrumsatz: deshalb bieten die Kaufhäuser hauptsächlich «italienische», «französische», «portugiesische» Küchen mit den dazugehörigen Spezialitäten. Oder: dort, wo der Wein steht, liegt auch gleich das «Knabberzeug» usw. Menge gibt diesen Häusern den richtigen Namen: «Verkaufsmaschinen». Die Technik des Anbieters wird immer raffinierter und damit immer teurer, was der Kunde bezahlen muss. Da wird ums beste Regal im Haus gekämpft, monatelang mit einem Fachteam um die Verpackung gefeilscht, die längst kein Schutz mehr für die Ware ist, sondern emotionaler Reizfaktor, und Sonderangebote und «Aktionen» gestaltet, die wiederum in der «Kundenlaufstrategie» («Der Kunde läuft rechts») günstig bedacht werden wollen.

Der Kunde jedenfalls ist nur dann König, wenn sich herausstellt, dass er ein Depp ist. Es wird alles menschenmögliche unternommen, um ihn von einer Falle in die nächste laufen zu lassen. So werden zum Beispiel die Grundnahrungsmittel, wie etwa Butter und Brot, so versteckt, dass der Konsument unweigerlich «Impuls-

Ein Kapitel «Münchener Sensibilismus»

Zur Sendung «Massenkommunikation oder die Zukunft findet nicht statt», von Claudia Strassmann in der ARD

Claudia Strassmann ist Absolventin der Film- und Fernsehakademie München. Der Film, «Manipulation» von ihr genannt, war ihre Abschlussarbeit, und die wurde in den Programmzeitschriften unter anderem so angekündigt: «Dieser Beitrag soll die Schwierigkeiten zeigen, die sich aus dem unterschiedlichen Bewusstseins- und Bildungsstand der Programmgestalter und Produzenten beim Fernsehen und den vielfältigen Zuschauerwünschen ergeben. Ein wechselseitiges Verständnis wird dadurch erschwert.» Man hatte also allen Grund, sich zu freuen, trotz der nachtschlafenden Zeit, zu der der Film ausgestrahlt wurde. Titel und kurze Inhaltsangabe liessen auf ein interessantes Thema schliessen, das meines Wissens im Fernsehen noch nicht behandelt wurde. Denn es ist immerhin von grossem Interesse, wer bestimmt, was wann und wie ausgestrahlt wird.

Die bestehenden Institutionen, die auf den Massenmärkten auftreten, sind ja nicht Produkte einer Situation, in welcher sich über grosse Räume und eine grosse Anzahl von Mitgliedern hinweg die be-